

Ohne Heinz Beer geht im Stadion nichts: Ab 7 Uhr morgens im Dienst

Platzwart im Marschweg-Stadion ist ein Fulltime-Job – Seit 1974 dabei

NWZ Nr. 83

Täglich um 7 Uhr ist für Heinz Beer Arbeitsbeginn im städtischen Stadion am Marschweg. Er verrichtet dann Reparaturarbeiten, so müssen zum Beispiel Hürden und andere Sportgeräte gestrichen und instandgesetzt werden, Umkleideräume benötigen einen neuen Anstrich und anderes mehr. Hinzu kommen witterungsbedingte Arbeiten wie beispielsweise Schneeräumen. Darüber hinaus muß die gesamte Sportanlage mit dem eigentlichen Stadion und zwei Nebenplätzen sowie einer Sporthalle saubergehalten und gepflegt werden.

Seit 1974 ist Heinz Beer Platzwart im Marschwegstadion. Beer, 1926 in Berlin geboren, ist gelernter Tischler, was ihm bei den vielen handwerklichen Arbeiten jetzt natürlich zustatten kommt. Dem Sport ist er seit seiner Kindheit verbunden. Als Beer nach dem Krieg nach Oldenburg kam, spielte er hier zuerst Fußball bei Tura 76, bis er dann Anfang der 50er Jahre eine Leichtathletikabteilung dieses Vereins gründete und übernahm. Seit 1953 war Beer außerdem ehrenamtlicher Platz- und Gerätewart beim Leichtathletikverband Oldenburg – eine Funktion, die er bis zu seiner Anstellung als hauptamtlicher Platzwart innehatte.

Unterstützt wird Heinz Beer bei seiner Arbeit von Heinz Ohlicher und Henny Prinz („Eine Perle von Reinemachefrau“, so Heinz Beer). Außerdem hilft ihm seine Frau Karin täglich einige Stunden. „Wir sind ein gutes Team“, sagt der Platzwart, „die Zusammenarbeit klappt hervorragend.“ Heinz Beer und seine Familie wohnen übrigens in einer Dienstwohnung direkt am Stadioneingang. „Von hier aus kann ich alles bestens überblicken“, meint er schmunzelnd, „mir entgeht nichts.“

Während der Winterzeit sind nicht nur Reparatur- und Wartungsarbeiten fällig, sondern auch die drei Sportplätze müssen „behandelt“, d. h. besandet und häufig gewalzt werden, damit sie auch bei Regen und Schnee bespielbar sind und den Belastungen der Spiele standhalten.

Um 16.30 Uhr ist offiziell Feierabend. „Dann hätte ich frei“, sagt Heinz Beer, „aber der Hallenbetrieb läuft ja weiter.“ Auch da ist so manches zu tun, manchmal muß ein Umkleideraum nach der Benutzung durch eine Gruppe „durchgewischt“ werden, Schlüssel müssen ausgegeben werden usw. Es sind zwar keine schweren Arbeiten, aber Heinz Beer muß doch ständig anwesend sein.

An den Wochenenden ist natürlich besonders viel Betrieb – „auch wenn der VfB nicht gegen Eintracht Frankfurt spielt“. In den Wintermonaten handelt es sich hauptsächlich um Fußballspiele. Je vier Spiele finden in der Regel sonabends und sonntags statt, das heißt für 16 Mannschaften müssen saubere Umkleideräume bereitstehen. Außerdem müssen die Plätze für jedes Spiel präpariert sein, die Tornetze müssen aufgehängt und Markierungslinien mit Kreide nachgezogen werden.

Heinz Beer betont, daß jede Mannschaft gleich behandelt wird: „Auch eine Kreisklassenmannschaft muß doch das Gefühl haben, daß sie gut betreut wird und daß die Anlage in Ordnung ist.“

Auf den Marschweg-Sportplätzen gibt es aber nicht nur Fußball. Vor zwei Jahren hat sich Heinz Beer einmal die Mühe gemacht, den Ablauf eines Sportjahres im Stadion auch zahlenmäßig festzuhalten – „weil es immer hieß: da ist ja nichts los! – Nur weil der VfB dort nicht spielt“.

Bei der statistischen Auswertung für 1978 kam heraus, daß die Anlage von April bis November im Rahmen des Schulsports täglich von 600 bis 1000 Schülern genutzt wurde. Hinzu kamen 46 Leichtathletikveranstaltungen mit ungefähr 5600 Teilnehmern sowie 520 Fußballspiele mit etwa 12 000 Spielern. Darüber hinaus nahmen viele Betriebssportgruppen die Marschweganlagen in Anspruch (ca. 4000 Teilnehmer) und außerdem wurden dort eine Reihe von Sportfesten und Meisterschaften der Bundeswehr durchgeführt. – Diese Zahlen sind nach wie

vor aktuell, und sie belegen gewiß, daß im Stadion „eine Menge los ist“.

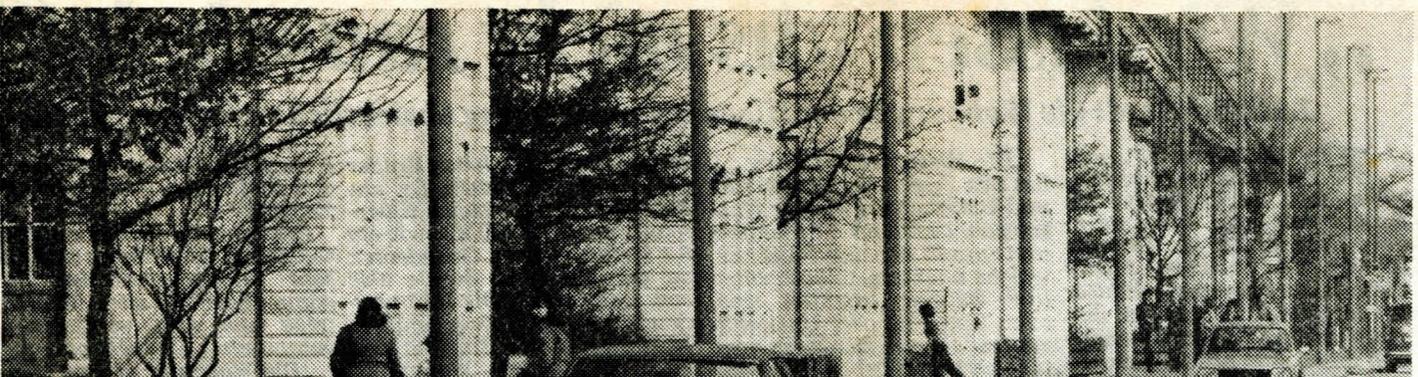
Wie hält es Heinz Beer nun mit seiner Freizeit, kann er auch mal am Wochenende wegfahren? „Nee“, meint er, „das liegt nicht drin.“ Und ohne Bedauern fügt er hinzu: „Das kann man eben nicht als sture Arbeit betrachten, sondern man muß das eher als bezahltes Hobby sehen. Das geht auch allen anderen Platzwarten so.“ Die Arbeit macht ihm eben rundherum Spaß. Natürlich findet er nicht alles schön und angenehm, so beispielsweise die „Hinterlassenschaften“ mancher Zuschauer. „Da kommt es auch schon mal vor, daß Hühnerknochen zwischen die Sitze geklemmt werden, obwohl Abfallkörbe vorhanden sind.“ Diese Dinge ändern jedoch nichts an der grundsätzlich positiven Einstellung, die Heinz Beer zu seiner Arbeit besitzt.



Über mangelnde Arbeit braucht sich Heinz Beer im Marschweg-Stadion nicht zu beklagen. Gerade nach Schlechtwetterperioden nimmt allein die Pflege des Platzes seine ganze Kraft in Anspruch.
Bild: Jeddelloh

Für die Zukunft wünscht sich Heinz Beer, daß besonders für Kinder und Jugendliche noch mehr „Bolzplätze“ eingerichtet werden. Beer hat großes Verständnis für die vielen jungen Fußballfreunde, die täglich zu ihm ins Stadion kommen und für die er extra Tore außerhalb der großen Spielfelder aufgestellt hat. Aber leider reicht der Platz nicht immer aus – „Die Kleinen wollen doch genauso spielen wie die Großen, das ist doch klar.“

Andreas Wojak



Die Häuser an der Nadorster Straße machen äußerlich noch einen soliden Eindruck, doch auch sie müssen laufend erhalten werden, damit mit ihnen nicht das gleiche passiert, wie

einigen Häusern der Kläemannstiftung an der Unterstraße, die zum Teil schon so verfallen sind, daß sie möglicherweise abgerissen werden müssen.
Bild: Kreier

Fortsetzung von voriger Seite

übernimmt das Mietobjekt in gegenwärtigem Zustand.“ Für Reparaturen bis 150 DM müssen heute die Mieter selbst aufkommen – im Verhältnis zur Monatsmiete ein Vielfaches des früher üblichen Satzes. Außerdem werden jetzt alle Schönheitsreparaturen den Mietern auferlegt, und Reparaturen an der Lichtleitung und an der Wasserleitung gehen „ohne Rücksicht auf die Höhe der Kosten“ ebenfalls voll zu Lasten des Mieters. Lediglich andere „notwendig werdende größere Reparaturen“ muß die Stiftung tragen.

Diese einschneidenden Änderungen der ursprünglichen Mietbestimmungen können, so sagen Kritiker und viele Kläemann-Häuser, als ein Zeichen einer veränderten Stiftungspolitik in der jüngeren Vergangenheit interpretiert werden. Sie glauben, daß der gegenwärtige schlechte Zustand der Kläemann-Häuser besonders in Nadorst und Donnerschwee auf das mangelnde Interesse der Stadt Oldenburg an den alten Siedlungen zurückzuführen ist. Zwar waren und sind in den meisten Fällen die Mieten recht niedrig, jedoch äußerten viele Mieter, daß sie auch einiges mehr zahlen würden, wenn die Stadt entsprechende Investitionen wie z. B. Zentralheizungseinbau vornähme.

Eine Reihe von Mietern, besonders der älteren Kläemann-Häuser, haben in den letzten Jahren viel Geld und Arbeitszeit in ihre Wohnungen investiert. Auf ungefähr 10 000 DM kommt in einem Fall ein Mieter am Stiftsweg. Acht Personen umfaßt die betreffende Familie, deren Wohnung aus drei Zimmern plus Küche und einem ausgebauten Boden besteht. Ein Badezimmer haben sie sich

selbst eingebaut. „Hier bestand“, so der Familienvater, „bis vor einigen Jahren gar keine reguläre Waschmöglichkeit. Nur in der Küche war ein Gosenstein – für acht Personen, darunter heranwachsende Kinder!“

Sich an die Stadt zu wenden, sei sinnlos, die stereotype Antwort laute immer: Wir haben kein Geld. Da komme man sich als Mieter vor wie ein Bettler. Als ein Beispiel erzählt der Mieter: „Als wir einmal ein neues Toilettenbecken brauchten, sagte man uns bei der Stadt, die hätten dort noch ein altes Becken im Keller, das könnten wir uns bei Gelegenheit mal abholen. Darauf haben wir aber gern verzichtet und uns dann selbst ein neues gekauft!“

Ähnlich äußert sich auch der 34jährige Hans-Jürgen Förster, der am Stiftsweg 21 b aufgewachsen ist und dort bis vor knapp einem Jahr gewohnt hat: „Wenn man sich einmal an die Stadt wandte, hieß es immer, daß man die Mängel zu den Akten nehmen würde. Aber getan hat sich so gut wie nie etwas!“ Außer der Ausgabe von Farbguttscheinen im Wert von 25 DM einmal pro Jahr habe die Stadt in und an den Wohnungen nur in den äußersten Notfällen Reparaturen vornehmen lassen. Förster meint, das habe aber auch mit am Verhalten seiner inzwischen verstorbenen Eltern gelegen, denn „die waren doch sehr ängstlich den Behörden gegenüber.“

Als im April 1980 sein Bruder Horst Förster mit seiner Familie in die Wohnung einzog, wurde mit einem neuen Mietvertrag die Miete von vorher 90 DM auf 267 DM heraufgesetzt. So hoch dürfte die Miete eigentlich erst nach der beabsichtigten Sanierung sein. Badeinbau und unerläßliche Renovierungsarbeiten hat Horst Förster selber vorge-

nommen und bezahlt. Kosten: 6000 bis 7000 DM.

Gleich gegenüber am Stiller Weg wohnen Hedwig Geerker und ihre Angehörigen. Es handelt sich um eine kleine Wohnung in einem größeren Wohnblock, der von der Kläemann-Stiftung in den 60er Jahren gebaut wurde. Obwohl diese Wohnungen erst 15 Jahre alt sind, weisen sie schon erhebliche Mängel auf. „Wenn's schneit“, erzählt Hedwig Geerker, „dann haben wir regelrechte Schneedünen im Flur.“ Frau Geerker ist eine Sprecherin der Bürgerinitiative Kläemann-Stiftung. Die Mieter am Stiller Weg hätten viel Initiative zur Förderung nachbarschaftlicher Kontakte entwickelt, sagt sie. So habe man z. B. Siedlerfeste und Lagerfeuertreffen durchgeführt. Seit einigen Jahren hätten jedoch auf Grund des Zuzugs vieler „Problemfamilien“ die Schwierigkeiten im Haus überhand genommen. Die „alten“ Mieter seien nicht grundsätzlich gegen die Problemfamilien, „aber mehr als zwei solche Familien sind pro Haus nicht zu verkraften und in die Hausgemeinschaft zu integrieren.“

Viele Kläemann-Mieter beklagen sich über die Belegungspolitik der Stadt. Durch die Konzentrierung von „Problemfamilien“ auf bestimmte Bezirke würden mühsam gewachsene und einigermaßen stabile und intakte Wohnstrukturen zerstört werden.

Wenn manche Mieter nicht in der Lage oder willens sind, ihre Wohnungen und Gärten zu pflegen und zu bewirtschaften, leiden auch die Nachbarn darunter. So wehren sich beispielsweise Alwine Morzinek und ihr Mann, der Elektroschweißer Ernst Morzinek, aus der Unterstraße empört gegen den Vorwurf, die dortigen Bewohner hätten ihre Gärten verkommen

lassen. Das sei zwar in einigen Fällen richtig, sagen sie, aber doch nicht überall – und ein Blick in ihren Garten bestätigt diese Aussage. Das gleiche gilt auch für ihre Wohnung, in die sie seit ihrem Einzug vor fünf Jahren 15 000 bis 16 000 DM investiert haben: Badezimmer, Deckenerneuerungen, Lichtleitungserneuerungen usw. Ernst Morzinek: „Hätten wir bei unserem Einzug von den Abrißplänen gewußt, hätten wir natürlich nicht soviel investiert.“ Und er fragt: „Wer gibt uns denn das Geld zurück, wenn wir tatsächlich rausmüssen?“

Die in der Unterstraße noch wohnenden Mieter beklagen sich darüber, daß die einzelnen Kläemann-Häuser seitens der Stadt unterschiedlich behandelt würden. Die benachbarten Häuser der Donnerschwee Straße seien in den letzten Jahren hinsichtlich Instandhaltung sehr viel besser weggekommen als die Unterstraßenhäuser. „Das geht von den Schornsteinen bis zu den Dachrinnen“, meint Friedrich Hinrichs, „an der Donnerschwee Straße wird oft etwas repariert – und hier wächst schon das Gras aus den Dachrinnen heraus!“

Einige Mieter aus der Donnerschwee Straße bestätigen diesen Sachverhalt, sie mögen nicht in die allgemeine Klage vieler Kläemann-Mieter über das Verhalten der Stadt einstimmen. Bewohner des sog. Turmhauses stellen der Stadt Oldenburg sogar ein ausgesprochen gutes Zeugnis aus. Die Stadt habe in der Vergangenheit für die Verbesserung der Wohnbedingungen sehr viel getan und die zuständigen Sachbearbeiter hätten immer ein offenes Ohr für die Belange der Mieter, sagen sie.

Andreas Wojak



Fünf von zehn Wohnungen in der Unterstraße stehen bereits leer, die übrigen verfallen. Die verbliebenen Bewohner der Kläevemann-Häuser sind sauer auf die Stadt, weil sie nichts für den Erhalt der Gebäude tut. Sie wollen trotzdem nicht aufgeben und weiter dort wohnen.
Bild: Deuter

„Wir lassen uns nicht rausekeln“

Läßt die Stadt die Wohnungen der Kläevemann-Stiftung absichtlich verkommen?

„Wir bleiben drin!“, sagt die 50jährige Anna Hinrichs fest entschlossen. Sie spricht von ihrer Wohnung in der Unterstraße in Donnerschwee. Viel haben die Mieter dieser alten Kläevemann-Häuser in der Vergangenheit in ihre Wohnungen investiert, manche von ihnen sind hier aufgewachsen, und so hängen sie an den Häusern und an ihren Gärten. Fünf der insgesamt zehn betreffenden Wohnungen (ein Haus umfaßt zwei Wohnungen) sind schon leer, hier schreitet der Verfall von Tag zu Tag voran. Für die noch verbliebenen Mieter ist dies noch ein Grund mehr, auszuharren. „Wir lassen uns hier nicht rausekeln“, sagen sie.

109 Jahre ist es her, seit die Geschichte der Kläevemann-Stiftung begann. Am 27. März 1872 erging an die Stadt Oldenburg die Mitteilung, daß der am 2. März jenes Jahres verstorbene Kaufmann und Ratsherr Carl-Hermann Kläevemann die Stadt in seinem Testament mit einer „hochherzigen Stiftung“ bedacht habe. 50 000 Thaler vermachte Kläevemann der Stadt, außerdem ein 2,1 Hektar großes Grundstück an der Donnerschweer Straße, die sog. Bäverbeckswede. Nach heutigem Wert betrug das damalige Stiftungsvermögen über zwei Millionen Mark. Als Auflage bestimmte Kläevemann, daß auf dem Grundstück Wohnungen gebaut werden sollten. Wörtlich heißt es in dem Stiftungsstatut:

„Die Kläevemann-Stiftung ... hat den Zweck der Herstellung und Unterhaltung kleiner Wohnungen, bestimmt für Familien und einzeln stehende Personen, welche nüchtern, unbescholten und weniger bemittelt sind, auch Unterhalt oder Unterstützung aus der Armenkasse noch nicht erhalten haben. Die Wohnungen sollen gegen eine billige Miethe, welche die Hälfte der ortsüblichen Miethe nicht übersteigen soll, auf Zeitpacht eingegeben werden.“

Schon im Jahr 1873 begann man damit, den Willen des Stiftungsgründers in die Tat umzusetzen und die ersten Wohnhäuser auf dem Grundstück in Donnerschwee zu bauen. Bis 1874 entstanden hier 13 Häuser mit insgesamt 36 Wohnungen, einige Jahre später dann weitere drei Häuser mit zwölf Wohnungen. 1889 flossen der Stiftung nochmals erhebliche Ver-

mögenswerte durch den Bruder des Stiftungsgründers, Dr. jur. Johann Conrad Dietrich Kläevemann, zu: 150 000 DM sowie ein 5,1 Hektar großes Grundstück an der Nadorster Straße (das sog. Galgenfeld). Bis 1903 wurden in Nadorst 21 Zweifamilienhäuser gebaut. In Etappen ging es dann mit dem Wohnungsneubau weiter bis in die Gegenwart. Nach und nach erwarb die Stiftung auch zusätzliche Grundstücke, so an der Bogenstraße, in Kreyenbrück (zwischen Cloppenburger Straße/Windmühlenweg/Alter Postweg), am Großen Kuhlenweg, am Schramperweg und am von-Alten-Weg. Die letzten Wohnungen sind erst kürzlich bezugsfertig geworden; am Blumenhof 16 ein Fünffamilienhaus und in der Paul-Klee-Straße Reihenhäuser für kinderreiche Familien.

Bis auf drei in den 60er Jahren abgerissene Häuser in Donnerschwee stehen noch alle Bauten. Besonders die alten, Ende des 19. Jahrhunderts errichteten Häuser in Donnerschwee und Nadorst sind in architektur- und kulturhistorischer Hinsicht bemerkenswert. Man erhält auf Grund der Bauweise und Anordnung der Häuser auch einen Eindruck der gesellschaftlichen Verhältnisse der wilhelminischen Zeit. Große Gärten und in gewissem Maße Haustierhaltung zwecks Eigenversorgung waren in jenen Zeiten auch in größeren Städten gang und gäbe - die zu den

Kläevemann-Häusern gehörenden Stallungen sind dafür ein Zeugnis.

Bezeichnend für den sozialen Gedanken der Stiftung sind die sehr mieterfreundlichen Bestimmungen der alten Mietverträge aus dem vergangenen Jahrhundert. Da heißt es u. a.:

„Die Wohnung ist dem Mieter in gutem Zustand zu übergeben ... Die Kläevemann-Stiftung hat die an den unbeweglichen Miethobjekten durch Abnutzung bei haushalterischer Benutzung und durch Zufall notwendigen Reparaturen ... auf ihre Kosten ausführen zu lassen.“

Die dem Mieter auferlegten Pflichten stehen in einem ausgewogenen Verhältnis zu den Pflichten des Vermieters: „Der Mieter hat auf seine Kosten diejenigen Schäden, deren sofortige Reparatur nicht mehr als 1 M kostet (das entspricht einem Zehntel der damaligen Monatsmiete), sofort reparieren zu lassen ...; das Weißeln der getünchten Wände und Decken in der Küche und auf dem Vorplatz zu beschaffen ...; die Vorgärten, welche lediglich als Ziergärten zu benutzen sind, reinlich und gut zu unterhalten ...“

Die heutigen Mietverträge sehen anders aus. Da ist nicht mehr die Rede davon, daß die Wohnung dem Mieter „in gutem Zustand“ zu übergeben ist, sondern jetzt lautet die entscheidende Passage: „Der Mieter
Fortsetzung nächste Seite

Stadtteilzeitung am 10. Juni

in Oldenburg. Die nächste Stadtteilzeitung erscheint am
● Mittwoch, 10. Juni.
Hinweise für den Terminkalender und Berichte aus den Vereinen und Kirchengemeinden müssen bis spätestens Mittwoch, 3. Juni, in der Redaktion sein, um berücksichtigt werden zu können.